

Horst Ehmke:
Im Schatten der Gewalt,
 edition q im be.bra verlag GmbH,
 Berlin-Brandenburg 2006, 220 S.
 (17,90 €)

Was für ein Aufwand für die Vorstellung eines Polit-Thrillers! Im Willy-Brandt-Haus und danach noch einmal in den Räumen der Friedrich-Ebert-Stiftung wurde der nunmehr 5. Kriminalroman des früheren Justizministers, Kanzleramtsministers und Geheimdienstkoordinators Horst Ehmke vorgestellt. Bundestagsvizepräsident Thierse und Egon Bahr, der engste Vertraute des verstorbenen Willy Brandt, lobten am 21. April 2006 im Willy-Brandt-Haus den jüngsten Roman Horst Ehmkes über alle Maßen. Thierse verglich Ehmke gar mit dem schwedischen Erfolgsautor Henning Mankell, und Bahr bescheinigte seinem alten Freund Ehmke, er habe seit seinem Erstling »Global Players« (vgl. UTOPIE kreativ 100, Februar 1999, S. 90 ff.), der noch ziemlich unbeholfen dahergekommen sei, enorme Fortschritte gemacht.

Im Buch geht es kriminalistisch um das Aufdecken und Verhindern eines vermuteten Anschlags islamistischer Terroristen auf die Fußballweltmeisterschaft in Berlin; politisch geht es um den Konflikt zwischen effektiver Terrorbekämpfung und der Bewahrung des Rechtsstaates. Nach der Lektüre des Romans erscheint dem Rezensenten der zweite Gesichtspunkt, die differenzierte Darstellung des politischen Konflikts, besser gelungen als die eigentliche kriminalistische Handlung. Zwischen Andreas Basler, einem Sonderermittler des BKA, und seinem Mentor Walter Kuhlmann finden jene problembeladenen Gespräche statt, in denen – aus dem vermuteten Terroranschlag abgeleitet – immer wieder Zweifel an den Methoden des Kampfes gegen den Terror artikuliert werden. Basler, einst in der APO aktiv, trat in den Polizeidienst ein, um dort eine Deeskalation der Gewaltspirale herbeiführen zu helfen. Seine Befürchtung, eine falsche Reaktion auf den islamistischen Terror könne mehr Schaden anrichten als die Terroristen selbst, zielt unmissverständlich auf das Verhalten der Bush-Administration in ihrem

»Krieg gegen den Terror«. Krieg, so erklärte Ehmke im Willy-Brandt-Haus, sei das falsche Mittel. Bush schaffe sich mit dem Kriegsrecht eine Art Omnipotenz, die unglücklicherweise von völliger Inkompetenz begleitet werde. Das Aufschaukeln der Gewaltspirale – so meinte er – könne schließlich dazu führen, dass die fundamentalistische Rechte in den USA zum Armageddon aufrufe. Ganz so weit führt das Buch den Leser nicht. Im Mittelpunkt stehen ja hier die braven deutschen Geheimdienstler und Kriminalisten, unter denen es zwar auch schwarze Schafe und sogar böartige Typen gibt, die jedoch im Großen und Ganzen noch nach rechtsstaatlichen Prinzipien handeln. Aber – da lässt Ehmke keinen Zweifel – das Völkerrecht werde selbstverständlich ständig weiter entwickelt, zumal die neuartigen Bedrohungen neue Gegenstrategien erforderten. Wie weit nun letztlich statt der abzulehnenden »präventiven Repression« die »angemessene Gefahrenabwehr« gehen darf, wird nicht genau definiert. Der Leser soll ja auch mitdenken. Ehmkes Absicht besteht ausdrücklich darin, das Mitdenken anzuregen und zu befördern. Er sieht sich sozusagen in diesen Fragen als Aufklärer der Nation.

Dem »Plot« des Romans, einem Anschlag mit einer aus Israel gestohlenen atomaren »Rucksackbombe«, mangelt es indes arg an wirklicher Spannung. Da nutzen auch die lesbischen Sex-Szenen zweier bildschöner türkischer Agentinnen, von denen eine die Geliebte Baslers ist, wenig. Zwar gibt es zahlreiche interessante Einzelheiten, wie z. B. den verrückten Einfall eines israelischen Forschers, sich mit der Übergabe einer atomaren Mini-Bombe an die islamistischen Terroristen am Land der deutschen Judenmörder zu rächen, da werden in Lissabon auf sonderbare Art Baupläne großer Sportstadien gefunden, wodurch der Verdacht auf Terroranschläge gegen die Fußballweltmeisterschaft in Gang gebracht wird, da gibt es Schießereien in der Mensa der Berliner Humboldt-Universität und den dann doch noch Spannung erzeugenden Showdown auf den Berliner Gewässern. Das alles erscheint dennoch seltsam unwirklich, weil die Terroristen viel zu weit im Hintergrund, eigentlich außerhalb der konkreten Wahrnehmung als Individuen bleiben. Und dann das Unverzeihliche: Die Auflösung des Geheim-

nisses um das tatsächliche Ziel des geplanten Anschlags erfolgt auf eine Weise, die einem Kriminalroman ganz schlecht ansteht. Basler, der auf ein verdächtiges Haus am Grimnitzsee zugeht, wo er den Tod findet, lässt seine Begleiterin Sara in einem Gebüsch verborgen zurück. Nun wörtlich: »Er ging in einem großen Bogen auf die Hinterfront des Hauses zu. Sara wollte gerade auf ihrem Handy das BKA anrufen, da hörte sie Stimmen. Sie ging hinter den Büschen in die Hocke. Nach einer Weile hörte sie zwei Männer näher kommen, die sich auf Arabisch unterhielten. Der eine sagte gerade: ›Die Vorstellung, dass die deutschen Sicherheitsonkels, die nun schon seit Monaten auf unserer Leimrute Fußball-Weltmeisterschaft kleben, jetzt zusehen müssen, wie wir ... (das wird nun weggelassen, um dem Leser die Spannung nicht zu verderben – H. L.), erfüllt mich mit Vorfreude.« (S.201) Mit einer derartigen Schar an Geheimdienstlern und Kriminalisten aus Deutschland, Portugal, Israel und der Türkei, wie Ehmke sie in seinem Krimi anbietet, darf der Leser eine intelligentere Lösung des Falles erwarten. Nun ja, das Schlimmste wurde noch einmal – im Roman – verhütet. Doch es bleibt der von Egon Bahr im Willy-Brandt-Haus formulierte unangenehme Gedanke zurück, niemand könne garantieren, dass wir auf Dauer im »Schatten« der Gewalt bleiben werden.

HARALD LANGE

Patrice Bollon:
Cioran. Der Ketzler.
 Aus dem Französischen von
 Ferdinand Leopold, Suhrkamp
 Verlag Frankfurt/M. 2006,
 361 S. (24,80 €)

Emil Cioran (1911-1995) war ein großer radikaler Denker des 20. Jahrhunderts. Man möchte sich aber des Hinweises enthalten, dass er umstritten gewesen sei. Cioran wählte vor allem den Aphorismus als die ihm gemäße Ausdrucksform und knüpfte damit nahtlos an Friedrich Nietzsche an, der ihm stets ein Gewährsmann war. Zwei Jahre nach dem Tod des Rumänen in Paris legte Patrice Bollon 1997

einen Großessay vor, der fast zehn Jahre brauchte, um den Weg ins Deutsche zu finden. Je länger man in dem Buch liest, umso unverständlicher wird, warum die in ihrer analytischen Klarheit grandiose Studie den Lesern hierzulande so lange vorenthalten wurde.

Ciorans »goldene Regel« lautete: »Ein unvollständiges Bild von sich hinterlassen ...« Daran hat er sich gehalten, also einen Schleier aus Zurückhaltung über sein Leben gehüllt. Patrice Bollon hat das Tuch weggezogen – und kann den Menschen zeigen. »Cioran – Der Ketzler« will der Autor als essayistische Annäherung verstanden wissen. Bollon ist aber viel mehr gelungen als ein Essay: eine das Gesamtwerk umfassende Biographie des Denkers. Nicht nur die Kenntnisse der Philosophie und Geschichte des 20. Jahrhunderts, die der Autor ausbreitet, sind atemberaubend, sondern auch die Art und Weise, wie er es schafft, das vertrackte Denken Ciorans in das vom Zusammenbruch der Denkgebäude gezeichnete Saekulum einzuordnen. Vorzüglich auch, was Bollon über den Aphorismus als Stilmittel im Allgemeinen und über den von Cioran im Speziellen zu sagen weiß. Und *en passant* empfiehlt sich Bollon auch als ausgezeichnete Kenner von Nietzsche, Wittgenstein und Heidegger. Verbindungen zu Nietzsche – an dem sich Cioran zeitlebens wie an einer philosophischen Reibefläche entzündete – stellt der Autor immer wieder her.

Auch für seine Lebensführung hat Cioran Rat bei Nietzsche eingeholt. So war der rumänische Philosoph ebenso von dem Willen besessen, sich gesund zu ernähren, wie sein deutscher Vorgänger. Beide verbindet auch die musikalische Vorliebe für die Kompositionen Robert Schumanns. So unverzichtbar für das eigene Werden als Philosoph das Vorbild Nietzsches auch war, Emil Cioran enthielt sich nicht, sich bisweilen über den »kleinen Professor«, den er in Nietzsche auch sah, lustig zu machen.

Über die philosophische Bedeutung des Spätwerks von Cioran herrscht in der Wissenschaft Einigkeit. Es ist die frühe Biographie, die der Erklärung bedarf. Sie ist gekennzeichnet durch, so Bollon, »antisemitische und hitlerfreundliche Äußerungen«. Dies ist sowohl ein Ergebnis von Ciorans rumänischer Sozialisation als auch ein Resultat eines 22-monati-

gen Studienaufenthalts, den Cioran zwischen 1933 und 1935 in Berlin, München und Dresden verbrachte. Für rumänische Zeitungen hat er aus dem Dritten Reich berichtet. In einem Artikel aus München ist denn auch der berühmte-berüchtigte Satz zu lesen: »Es gibt in der heutigen Welt keinen Politiker, der mir sympathischer wäre als Hitler.« In seiner Heimat trat der junge Cioran – ähnlich wie auch Mircea Eilade – in die geistigen Fußstapfen der »Eisernen Garde«, die gegen den »gottlosen Kommunismus« kämpfte und Rumänien mit Terror überzog. Zeugnis dieser frühen Gesinnung Ciorans ist das Buch »Die Verklärung Rumäniens«, das er 1936 publizierte und das ohne das Wirken des Ideologen und politischen Abenteurers Nae Ionescu kaum vorstellbar wäre. (Hier gelingt es Bollon exzellent, Ciorans Biographie in den Kontext der verworrenen Geschichte Groß-Rumäniens im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zu stellen, in dessen Ideologienlandschaft Fremdenhass und Antisemitismus tief verwurzelt waren.) Eine argumentative Säule in »Die Verklärung Rumäniens« – das 1990 in einer vom Verfasser bereinigten Version in Rumänien wieder erschien – ist Emil Ciorans »gewundener Antisemitismus«, der sich, so Bollon, aus »unmäßiger Liebe und maßlosem Hass« speist. Es ist eine Eigenart des frühen Cioran, oft in einem Satz philo- und antisemitische Argumente zu benennen, die sich »gegenseitig in einer unendlichen Wirbelbewegung verstärken«. »Der künftige »große Klarsichtige« war damals«, so Patrice Bollon, »von den Obskurantismen seiner Zeit beherrscht.« Diesen radikalen »Jugendirrtum« des Denkers und die Gründe, die dazu führten, detailliert analysierend, stellt der Biograph dennoch fest, dass in Ciorans Werk, beginnend mit seiner Übersiedlung nach Paris 1937, »Klarsicht und Redlichkeit im Mittelpunkt« stehen. Eine Klarheit, die noch geschärft wurde, als sich Cioran im Jahre 1947 entschloss, nur noch in französischer Sprache zu schreiben.

Seinen in der Nähe von Hermannstadt (Sibiu) gelegenen Geburtsort Rasinari hat Cioran zwar bis zu seinem Tod nicht mehr besucht, ließ sich aber von seinen Angehörigen zeitweilig nach Paris berichten, was sich dort ereignete. Ob nun die Instandsetzung des Holztores an seinem Geburtshaus oder das Unkrautjäten

auf dem benachbarten Friedhof mitgeteilt wurde – keine Nachricht war ihm zu gering, um an der Seine nicht sein Interesse zu erregen. Die Verbindung ins »irdische Paradies« der Kindheit wurde durch Ciorans Bruder Aurel aufrecht gehalten.

Der einzige qualitative Unterschied des Buches zu einer universitären Habilitationsschrift ist, dass Patrice Bollon ein viel zu guter Stilist ist, um Wissenschaftler zu sein. Die Studie könnte jedoch fraglos als akademische Qualifikationsarbeit bestehen. Auch der Verfasser kann für sich jenes Attribut in Anspruch nehmen, das er, Bollon, auf Emil Cioran münzt: Der kritische Biograph des großen Denkers selbst ist ein *grand penseur*. Diesbezüglich muss auch die Leistung des Übersetzers Ferdinand Leopold gewürdigt werden, der – wie schon 1996 mit der Übertragung von Emil Ciorans zwischen 1940 und 1944 auf Rumänisch geschriebenem Buch »Leidenschaftlicher Leitfaden« – mit seiner Bollon-Übersetzung Hervorragendes geleistet hat.

Das Fazit des Kulturjournalisten Bollon ist einfach: »Obwohl *Ciorans Denken* davon träumt oder vorgibt, davon zu träumen, endet dieses Denken niemals mit einer Harmonie. Es bleibt immer offen, ohne eindeutige Schlussfolgerung, gleichsam in der Schwebe, ausgehöhlt von der Uneindeutigkeit, der es entspringt.« Gleiches galt übrigens schon für Nietzsche.

KAI AGTHE

Christine Hatzky:
Julio Antonio Mella
(1903 – 1929). Eine Biographie,
Vervuert Verlag Frankfurt a. M.
2004, 436 S. (56 €)

Der kubanische Revolutionär Julio Antonio Mella ist in Deutschland noch am ehesten durch seine Beziehung zu der Fotografin und kommunistischen Aktivistin Tina Modotti im mexikanischen Exil bekannt geworden. In ihren zahlreichen Biographien, z. B. der von Christiane Barckhausen, kann man das ausführlich nachlesen. Modottis Porträtaufnahmen von Mella nehmen in den Fotobänden, die in

den letzten Jahren ihren Ruf als Künstlerin unterstrichen, einen prominenten Platz ein. All dies einmal in seltener Umkehr der Tradition, dass die Frauen hinter den Männern verschwinden.

In Kuba dagegen ist Mella immer präsent: Gleich herausgehoben wie der Unabhängigkeitskämpfer José Martí, der Anführer der Revolution von 1959 Camilo Cienfuegos oder Che Guevera. Zusammen mit den beiden letzteren zierte er das Mitgliedselement des 1962 gegründeten kommunistischen Jugendverbandes.

Jetzt kann man sich intensiver mit Mellas Leben und Wirken anhand der von Christine Hatzky vorgelegten Biographie beschäftigen. Hervorgegangen aus ihrer Doktorarbeit – sie ist Historikerin an der Universität Essen –, ist dieses Buch die erste wirklich kritische und umfassende Lebensbeschreibung überhaupt. Dies nicht nur, weil die Verfasserin neben zahlreichen Archiven in Kuba und in anderen Ländern umfassend das ja erst seit 1991 zugängliche Archiv der Kommunistischen Internationale in Moskau ausgewertet hat. Denn natürlich ist in Kuba eine Reihe von Biographien wie auch Neuauflagen seiner Schriften erschienen, worauf Hatzky auch aufbaut. Doch erst in den letzten Jahren tritt das Bemühen, aus ihm einen Mythos zu machen, in den Hintergrund. Denn man hatte lange eine Reihe von Brüchen nicht nur politischer Art geglättet. Zudem hat es außerhalb der Insel antikomunistische Bemühungen gegeben, Mella unter deren Ausnutzung gegen das heutige Kuba zu instrumentalisieren.

Mella wurde in Habana als nichtehelicher Sohn einer Irin und eines gutsituierten Herrenschneiders der Oberschicht geboren. Zwar materiell abgesichert, erfuhr er durch diese »komplizierten« Familienverhältnisse von Kindheit an, wie heftig er um seinen Platz in der Gesellschaft kämpfen musste. Ihm gelang schließlich die Aufnahme in die Familie des gutbürgerlich verheirateten Vaters und damit die Übernahme von dessen berühmtem Familiennamen. Der Großvater hatte im Unabhängigkeitskampf der Dominikanischen Republik den liberalen Flügel angeführt. Über seine Mutter, die inzwischen in den USA lebte, war ihm zudem der Freiheitskampf der Irin nahegebracht worden.

Beim Jurastudium Anfang der zwanziger Jahre wurde aus jugendlicher Aufsässigkeit

politische Rebellion gegen die verkrusteten Universitätsstrukturen und vor allem gegen die Verhältnisse in einem nach Erlangung der Unabhängigkeit ganz unter die Kontrolle der USA geratenen Land. Aus dem populären Anführer der Studentenbewegung, der bewusst die Hinwendung zur Aufklärungsarbeit unter den breiten Volksschichten vollzog, wurde im Jahre 1925 ein Mitbegründer der Kommunistischen Partei Kubas. Im selben Jahr errichtete der Präsident Gerardo Machado eine Diktatur. Mella stand im vordersten Kampf gegen den »tropischen Mussolini«. Dies führte ihn aber auch in einen ersten Konflikt mit der Parteiführung. Nach Verhaftung trat er in den Hungerstreik, den diese als individualistische Disziplinlosigkeit ansah. Er wurde vorübergehend ausgeschlossen. Doch diese Episode, die die Partei viel Einfluss kostete, wurde in Kuba nach 1959 lange praktisch als nichtexistent behandelt. Man wollte eine »fehlerfreie« Parteilsgeschichte.

Mella war in dieser Situation zur Flucht ins mexikanische Exil gezwungen, wohin ihm schon sein Ruf vorausgeeilt war und wo er sich der kleinen mexikanischen KP anschloss. Nach der Rückkehr von einem Russland-Besuch im Jahre 1927 beschäftigten ihn vor allem zwei Aufgaben. Zum einen wollte er die mexikanische Partei dazu bringen, die Gewerkschaften neu, unabhängig von der Regierung, zu organisieren. Zum anderen bemühte er sich um eine breite Sammlung der kubanischen Emigranten auch über die Kommunisten hinaus, um von Mexiko aus den bewaffneten Kampf gegen die Diktatur ins Land zu tragen, was heute wie eine Vorwegnahme der Aktion Fidel Castros und Che Guevaras im Jahre 1956 klingt.

All das war in den Parteien Mexikos und Kubas heftig umstritten. Zu einer Zeit der heftigen Fraktionsauseinandersetzungen in der internationalen kommunistischen Bewegung brachte ihm das gleich den Vorwurf des Trotzkismus ein. Zwar hatte er nie mit seiner Bewunderung für den Begründer der Roten Armee zurückgehalten, doch gibt es keine Anzeichen dafür, dass er tatsächlich eine trotzkistische Fraktion begründen wollte.¹

Mexiko war damals Treffpunkt einer Emigranten-Szene, die von der revolutionären Atmosphäre im Land angezogen war. In dieser

Mischung aus politischen Aktivisten und Künstlerbohème lernte er die Italienerin Tina Modotti kennen. Sie war gerade dabei, sich mit ihren Fotografien einen Namen zu machen. Für einige Monate kam es zu einer intensiven Liebesbeziehung, nachdem Mellas Frau, die ihm aus Kuba zunächst nachgekommen war, sein ganz von der Politik beanspruchtes Leben insbesondere nach der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter nicht mehr hatte teilen können und mit ihr auf die Insel zurückgekehrt war. Auch diese Episode ist in Kuba lange ignoriert worden, teils aus einer Art Puritanismus, teils aus politischen Gründen, da Mellas Witwe und die Tochter das Land im Jahre 1960 aus Ablehnung Castros verließen und nach Miami gingen.

Doch im Januar 1929 wurde Mella auf offener Straße in Mexiko-Stadt erschossen. Während sofort alles auf Mörder im Auftrage des kubanischen Diktators hinwies, streute die mexikanische Regierung aus diplomatischen Gründen bald Hinweise auf angebliche Eifersuchtsmotive in Verbindung mit Tina Modotti. Das war viel zu durchsichtig, als dass es ernsthaft wirken konnte. Später tauchten jedoch Theorien auf, Mella wäre Opfer einer frühen stalinistischen Säuberungsaktion geworden, eben in Folge der erwähnten Fraktionsauseinandersetzungen. Dafür hat Hatzky, die allen Spuren intensiv nachgegangen ist, keinen Hinweis gefunden. Im Gegenteil. Alles deutet auf Machado hin, dem es so tatsächlich gelang, den geplanten bewaffneten Kampf (nach Landung auf der Insel) durch die Ermordung seines Organisators zu verhindern.

Hatzky ist all diesen vielschichtigen Entwicklungen zwischen Kuba und Mexiko detailliert und mit großen Kenntnissen um die gesamte Entwicklung in diesen Ländern nachgegangen. Zudem hat sie die kontinentale Dimension hinzugefügt: seine Einflussnahme auf die Strategiedebatten der lateinamerikanischen Linken in der Abgrenzung von nationalistisch-populistischen – also »klassenübergreifenden« – Strömungen. Selbst wenn in Kuba noch einige ungehobene Archivschätze liegen mögen, ist damit das Leben dieses kubanischen Revolutionärs rekonstruiert und sein Lebenswerk wie seine Folgewirkung analysiert.

Wer sich also intensiver mit der Geschichte Kubas und mit den Traditionen der Revolution

in diesem Land befassen will, wird um dieses Buch nicht herum können. Schade ist nur, dass es noch zu sehr seinen akademischen Ursprung verrät (wozu wohl auch ein entsprechender Preis gehört). Nicht nur, weil die Autorin wohl angesichts der Fülle des Materials es stark nach Themen ordnete, so dass es oft zu Sprüngen in der Chronologie kommt und man mit einem gewissen Aufwand hin und her blättern muss. Leider sind alle Quellenzitate im Spanischen belassen worden, nicht einmal Übersetzungen in Fußnoten sind beigelegt. Das wird viele am Thema Interessierte abschrecken, selbst wenn sich der ungefähre Sinn zumeist aus dem Zusammenhang ergibt. Dieselbe sprachliche Beschränkung gilt für die fünfzehn teilweise faksimilierten Dokumente im Anhang, zumeist zu den innerparteilichen Auseinandersetzungen. Eine anschauliche Abrundung liefern dafür vierzehn Seiten mit Fotos, darunter einer Reihe von Aufnahmen durch Tina Modotti, von der auch ein besonders bekanntes Porträt Mellas auf den Umschlag genommen wurde.

REINER TOSSTORFF

¹ Allerdings kamen die Begründer der in den dreißiger Jahren zunächst einflussreichen trotzkistischen Bewegung der Insel aus dem Kreis, der mit ihm den bewaffneten Aufstand entfesseln wollten. Nach der stalinistischen Wende der Komintern 1928/29 hatte die Parteiführung dagegen jegliche Zusammenarbeit mit antiimperialistischen Kräften (v. a. linke Nationalisten und Anarchosyndikalisten) im Zeichen des Kampfs gegen den Sozialfaschismus aufgekündigt, woran aber dieser Kreis festhielt und ausgeschlossen wurde. Vgl. dazu Gary Tennant: *The Hidden Pearl of the Caribbean. Trotskyism in Cuba*, London 2000.

Volker Freystedt, Eric Bihl:
Equilibrismus – Neue Konzepte
statt Reformen für eine Welt
im Gleichgewicht,
Signum Verlag Seedorf 2005,
336 S. (22,90 €)

Nicht nur der Titel dieses Buches, der auch der Name eines Vereins ist, dem die Autoren vorstehen, ist ein schwergewichtiger Zungenbrecher, auch die Fülle der aufgezählten Fakten, die perfekt nachweisen, wie sehr unsere Welt an einem Ungleichgewicht von Ökonomie und Ökologie leidet, wiegen schwer. Dieses Ungleichgewicht soll durch die »Einführung des

Prinzips des Biozentrismus« wieder in ein Gleichgewicht verwandelt werden können. Das ist Equilibriismus. Alle menschlichen Tätigkeiten müssten lediglich im Einklang mit den Regelkreisen der Natur stehen, dann ließe sich, »durch eine föderale Weltpolitik«, sogar der Frieden auf Erden sichern. Die Autoren kämpfen für eine »Welt, an der jeder Mensch seinen Anteil hat, der ihm ein selbst bestimmtes Leben in Frieden ermöglicht.« Kenntnisreich enthüllen sie die »spürbare Enteignung der Gemeinwesen«, die sich hinter der Privatisierung öffentlicher Unternehmen verberge. Mit viel Engagement kritisieren sie den »Wachstumszwang« der Ökonomie, der nur nach Profit strebe, was zur Folge habe, »dass ein Viertel des gesamten Privatvermögens in der Hand von 0,5 Prozent der Bevölkerung« liege: »Alle zahlen, wenige kassieren«. Die Alternativen, die sie in der »Energiefrage« gegen die Nutzung von Erdöl und Atomkraft vorlegen, sind sehr detailliert. Sie reichen von der »Zurückdrängung der Wüsten« über die lokale Nutzung von Sonnen- und Erdwärme und Ludwig Elsbetts längst entwickelten »Pflanzenölmotor« für den Straßen- und Schienenverkehr, bis zur Ersetzung des Flugzeugs durch das »Railcab«, einer Bahntechnologie, die bereits seit Jahren in der Universität Paderborn entwickelt worden sei. Die Karosserien der Autos sollten künftig aus Hanf gebaut werden, einem Rohstoff, der nur durch Druck der Firmen, wie Du Pont, nicht genutzt würde, da diese ihre Produkte, wie die Nylonfaser, aus dem synthetischen Öl herstellen ließen. An Vorschlägen, wie der Alltag, aber auch der Parlamentarismus, ganz im Sinne von Johannes Heinrichs, die »Viergliederung« nach Sachorientierung fordert (Wirtschaft, Politik, Kultur; Grundwerte), besser den Regelkreisläufen der Natur angepasst werden könnte, mangelt es diesem Buch wirklich nicht.

Doch »die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt. Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.« Diese Analyse von Marx ist an den eifrigen Autoren nicht nur vorbei gerauscht, sie lehnen sie strikt ab, denn der »Kapitalismus als auch Kommunismus« seien auf der »anthropozentrischen

Sichtweise« aufgebaut. Sie wollen den Menschen nicht in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellen, sondern einen »Biozentrismus«, denn aus unserem »anthropozentrischen Weltbild, das uns als »Krone der Schöpfung« sieht« sei der Wunsch entsprungen, »sich über die Naturgesetze zu erheben.« Nun ist Marx kein »Anthropozentriker« gewesen, sondern ein ontologisch orientierter Mensch. Er studierte die Dialektik in der Natur, wie das gesellschaftliche Sein des Kapitalismus, das ja kein Produkt der Natur, sondern der menschlichen Arbeit ist, um Entfremdungen und Verdinglichungen im Bewusstsein der Menschen zu begreifen. Was ja notwendig ist, um mittels Kritik dieses, von Entfremdungen geprägtes, falsche Bewusstsein durch ein richtiges ersetzen zu können, das in das gesellschaftliche Sein mit gattungsmäßiger Bewusstheit einzugreifen versteht.

Dennoch negierte Marx nicht die anthropozentrische Widerspiegelung des menschlichen Bewusstseins, denn das würde ja bedeuten, die Ganzheit des menschlichen Denkens und Bewusstwerdens zu negieren. Ohne die anthropozentrische Widerspiegelung unseres Lebens könnte weder Kunst noch Philosophie gedeihen, sind doch beide ausschließlich auf menschliches Denken, Fühlen und Wünschen gestellt. So spielen Kunst und Philosophie im »Equilibriismus« natürlich auch keine Rolle, um das Gleichgewicht von Ökonomie und Ökologie herstellen zu können.

Der Biozentrismus ist dagegen einseitig an der desanthropomorphisierenden Widerspiegelung orientiert und lediglich geeignet, die Gesetzmäßigkeiten der Natur zu erfassen. Das Kapital – das die Autoren mit »nekrophilem Geldsystem« identisch setzen und im gehorteten Geld das Übel ungerechter Verteilungsgerechtigkeit sehen – vermehrt sich nicht deshalb, weil es das Geld hortet, um es durch Zinsen ständig zu erhöhen, sondern weil es sich in jedem Produktionsprozess den Mehrwert menschlicher Arbeitskraft aneignet, den es dann so zu akkumulieren versucht, dass es im internationalen Konkurrenzkampf nach dem Motto »Ein Kapitalist schlägt viele tot!« immer ganz vorne steht.

Die Autoren sind echte Reformer des Kapitalismus, den sie ja ausdrücklich für das »beste Wirtschaftssystem« halten, doch echte

Reformer haben es heutzutage schwer. Heute nennen sich jene Verteidiger des Kapitalismus Reformer, die die Ärmsten der Armen in immer neue Ängste und Verzweiflungen treiben. Dagegen hilft kein Equilibriismus, sondern Solidarität, die übrigens auf ganz anthropozentrischer Basis Früchte entstehen läßt.

JÜRGEN MEIER

Hansjörg Herr, Kurt Hübner:
Währung und Unsicherheit
 in der globalen Ökonomie,
 Edition Sigma Berlin 2005,
 336 S. (21,90 €)

Michael Heine, Hansjörg Herr:
Die Europäische Zentralbank,
 Metropolis-Verlag Marburg 2005,
 234 S. (19,80 €)

Die Globalisierung ist kein absolut neuer Prozess. Es gab sie auch schon früher. In der Gegenwart zeichnet sie sich jedoch durch eine starke finanzwirtschaftliche Komponente aus, weshalb geld- und finanzwirtschaftliche Fragen heute in den Mittelpunkt der Analyse rücken. Den bei weitem problematischsten Aspekt des aktuellen Globalisierungsschubs sehen die Autoren Hansjörg Herr und Kurt Hübner in der ungehemmten Kapitalmobilität in Verbindung mit einer »unterkomplexen globalen Finanzarchitektur«, welche in den zurückliegenden Jahrzehnten die finanzwirtschaftliche Stabilität »unterhöhlt« hat und die Welt heute vor enorme Probleme stellt. Insbesondere betrifft dies die wachsende Fragilität ökonomischer Gleichgewichte und die bedrohliche Zunahme internationaler Krisenerscheinungen in der Weltwirtschaft.

Die Analyse genau dieser Prozesse ist Anliegen der Publikation »Währung und Unsicherheit in der globalen Ökonomie« von Herr und Hübner. Sie stützen sich dabei auf ein Forschungsprojekt, das von der Hans Böckler Stiftung finanziert wurde und das sowohl theoretisch als auch empirisch eine Reihe durchaus bemerkenswerter Ergebnisse aufzuweisen hat. Diese werden von den Autoren

vornehmlich als Hypothesen formuliert. Sie lassen sich empirisch belegen, sofern die vorliegenden Daten entsprechend interpretiert werden. Andere Interpretationsmuster führen zu anderen Schlussfolgerungen, was für einige Aussagen nicht unproblematisch ist. So ist beispielsweise »das rasante Wachstum der grenzüberschreitenden Kapitalströme« für die einen »Indiz und Grund für eine Entkopplung von realer und monetärer Akkumulation und damit die Basis für einen unausweichlich kommenden globalen Meltdown«, für andere aber »ein Indiz für eine prinzipiell effizienzsteigernde Reallokation von Kapital auf globaler Ebene, die allein durch politische Fehler und eine halbherzige Liberalisierung in ihrer Auswirkung beeinträchtigt ist« (S. 50). Erstere sehen in der Globalisierung der Finanzmärkte nur eine Fehlentwicklung mit unabsehbaren Folgen, letztere dagegen vor allem einen Wohlfahrtsgewinn, da die Finanzierungskosten gesenkt, die Qualität der Finanzdienstleistungen erhöht und die Optionen für die ökonomischen Akteure erweitert werden. – Zwischen diesen Positionen bewegt sich die aktuelle Diskussion.

Der Untersuchung von Herr und Hübner liegt ein theoretisches Konzept zugrunde, welches Globalisierung »als distinkten Vorgang geldwirtschaftlich verfasster Kapitalismen im Rahmen spezifischer Marktkonstellationen« begreift (S. 12). Von zentraler Bedeutung ist dabei der Begriff der »Unsicherheit«, welcher sich keineswegs darin erschöpft, dass die Akteure die Zukunft nicht kennen, sondern vielmehr eine Situation beschreibt, in welcher die Erfahrungen aus der Vergangenheit nicht ausreichen, um etwas über die Zukunft aussagen zu können. Diese Überlegungen gehen vor allem auf John Maynard Keynes zurück, dessen Lehre sich die Autoren auch sonst verpflichtet fühlen. Sie finden hier Anwendung auf Vorgänge wie grenzüberschreitende Finanztransaktionen, Leistungsbilanzausgleiche, Kapalexport und -import, Wechselkursveränderungen u. a. m. Ergänzt werden die Erörterungen durch aktuelle Fallstudien, die dem Leser zugleich eine Fülle interessanter und gut aufbereiteter Materials bieten. Hervorzuheben ist auch die Auseinandersetzung der Autoren mit anderen, das heißt, neoklassischen und heterodoxen, Auffassungen. Dies

unterstreicht den Diskussionscharakter des Buches, erlaubt es den Autoren aber auch, die Stärken ihrer »monetären« Argumentation auf dem Hintergrund der Schwächen der alternativen Konzepte zu entwickeln. Das Ergebnis der Analyse ist ernüchternd: Herr und Hübner sehen die gegenwärtige Lage als »hochgradig instabil und krisenanfällig« an. Sie plädieren daher für eine »kooperative Strategie zur Überwindung von Wechselkursinstabilitäten« (S. 14) und für regulierende Maßnahmen zur Stabilisierung der globalen Finanzmärkte.

Auch das zweite Buch – »Die Europäische Zentralbank« – handelt vom Geld, indem es die Strategie und Politik der Europäischen Zentralbank (EZB) zum Gegenstand hat. Einleitend listen die Autoren einige »Ungereimtheiten« auf, wie sie jeder aus den öffentlichen Debatten kennt: Da wird zum Beispiel der Euro als »Teuro« diffamiert, zugleich aber vor einer nahenden Deflation gewarnt. Oder: Noch vor kurzem galt die Einführung des Euro wegen seines gegenüber dem US-Dollar niedrigen Wechselkurses als gescheitert, jetzt aber, wo sich die Verhältnisse umgekehrt haben, gilt er als Hauptgefahr für die Konjunktur. – Derartige Diskussionen sind peinlich, weil sie von ökonomischer Dummheit zeugen. Sie wären vermeidbar, wenn die öffentlichen Debatten von größerem Sachverstand geprägt wären und weniger »aus dem Bauch heraus« geführt. Aber auch die Experten sind sich oftmals über die richtige Interpretation bestimmter Phänomene nicht einig, was auf unterschiedliche, ja, nicht selten sogar gegensätzliche, theoretische Positionen schließen lässt. Diese aufzuzeigen und verständlich zu erläutern, ist Anliegen des ersten Kapitels des Buches der beiden Berliner Volkswirte. Sie tun dies in beinahe volkspädagogischer Diktion, verständlich in ihrer Sprache und anschaulich in der Darstellung.

Daran an schließt sich eine ausführliche Erläuterung der Funktionsweise der EZB, ihres organisatorischen Aufbaus, ihrer Stellung im europäischen Institutionengefüge, ihrer strategischen Ziele und ihres Instrumentariums. Die Begründung der geldpolitischen Strategie der EZB bleibt dem dritten Kapitel vorbehalten. Sie erfolgt vor allem aus inflationstheoretischer Sicht. Im vierten Kapitel wird der Blick dahingehend erweitert, dass nun auch andere

strategische geldpolitische Optionen als die von der EZB praktizierten ins Auge gefasst werden. Dies beginnt mit der Geldmengensteuerung, wie sie einst die Deutsche Bundesbank praktizierte, und endet mit einem kritischen Kommentar zur »ewigen Kontroverse« um die Geldpolitik als regelgebundenes oder diskretionäres Vorgehen (S. 163 ff.). Anschließend diskutieren die Autoren einzelne geldpolitische Prämissen und Zielsetzungen sowie die Frage, ob die praktische Politik der EZB tatsächlich immer mit den selbst definierten Grundsätzen übereinstimmt. Hier vor allem finden sich zahlreiche kritische Aspekte und alternative Überlegungen, welche die Autoren als Non-Mainstream-Ökonomen ausweisen. Diese Sichtweise prägt dann auch das letzte Kapitel über die »Grenzen der Geldpolitik« (S. 197 ff.), worin aufgezeigt wird, dass die Geldpolitik in marktvermittelten Ökonomien zwar den Kern einer Makropolitik bildet, mit ihrer Hilfe aber bei weitem nicht alle wirtschaftlichen Aktivitäten gesteuert werden können. Ebenso wichtig wie die Geldpolitik sind Fiskal-, Lohn-, Umwelt-, Infrastruktur-, Wirtschafts- und Sozialpolitik, die in der Europäischen Union bekanntermaßen aber nach wie vor nationalstaatlich verfasst sind. Aus dieser Konstellation ergibt sich ein nicht unbeträchtliches Konfliktpotenzial. Lösungen dafür sind gegenwärtig jedoch kaum in Sicht. So stehen die Einführung des Euro als gemeinsamer Währung der Europäischen Union und die Aktivitäten der EZB letztlich etwas isoliert im Raum. Um wirklich erfolgreich zu sein, bedarf es einer Verbindung dieser Elemente mit den anderen Instrumenten der Wirtschaftspolitik.

Was in diesem Zusammenhang fehlt, ist ein Ausblick auf die Probleme, die sich aus der Osterweiterung der Europäischen Union und der Einführung des Euro in den Beitrittsländern ergeben. Letztlich stellen sich damit auch für die EZB völlig neue Herausforderungen.

ULRICH BUSCH